



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gramberg, O.: Ödland und Landeskultur im Herzogtum Oldenburg :
(Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ödland und Landeskultur im Herzogtum Oldenburg

Von O. Gramberg

(Fortsetzung)



Es ist wahrscheinlich, daß auch unsre Heiden, namentlich die bessern Böden, in früheren Jahrhunderten mit Wald bedeckt waren und zwar keineswegs nur mit den anspruchslosen Kiefern und Birken, sondern auch mit Buchen und namentlich mit Eichen. Natürlich darf man sich dabei nicht forstmäßige Anpflanzungen denken, sondern Urwald mit reichlichem Unterholz. Die Eichenbohlen der sogenannten Bohlwege, die sicherlich nicht weither geschafft sind, und das erweislich in alten Gebäuden sehr häufig zu Balken, Ständern und Sparren verwandte Eichenholz deuten auf ein beträchtliches Vorkommen dieser Holzart bis in die neuere Zeit hin. Auch lassen die sehr zahlreichen Ortsnamen auf der Geest des Herzogtums, die eine Beziehung zu Holzungen enthalten, auf deren früheres Vorhandensein schließen. Andererseits ist freilich von großen Waldbränden, wie sie während des Dreißigjährigen Krieges im benachbarten Westfalen vorgekommen sein sollen, in unsern Gegenden nichts mehr bekannt.

Die eigentlichen Heideböden sind aber an natürlicher Ertragsfähigkeit keineswegs von gleichem Wert, und es ist ein Irrtum, die fehlende Kultur dieser Bodenflächen allein auf ihre mangelhafte Fruchtbarkeit zu schieben. Zum Beispiel sind größere Flächen in den Amtsbezirken Bechta und Wilbeshausen durchaus kulturfähiger, fruchtbarer Lehmboden, auf dem ebensogut wie auf den benachbarten Eschländereien Roggen und Hafer gedeihen würden, wenn er wie diese bewirtschaftet würde. An manchen Stellen, und zwar teilweise mitten in der wilden Mark, zeigt auch schon die Oberflächengestaltung des Bodens noch die vormalige Abtheilung in Ackerbeete, also die frühere Bearbeitung und Bebauung, mit Sicherheit, und es wird richtig sein, daß, wie es heißt, es den Scuchen des vierzehnten und des fünfzehnten Jahrhunderts, vor allem aber den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges zuzuschreiben ist, daß im frühern Mittelalter schon kultivierter Boden in Folge der dezimierten Bevölkerung auch in unserm Süden später wieder der Verödung verfallen ist.

Große Flächen sind freilich durch die rücksichtslos betriebne Schafweide verwüstet worden, die namentlich den Waldungen ungeheuern Schaden zugefügt (vgl. Baumweg, der davon ein anschauliches Bild gibt), die gefürchteten Sandwehen (Melmwehen im Moore) geschaffen und immer wieder offen gehalten und vergrößert hat, bis dagegen polizeilich vorgegangen wurde. Weit verderblicher noch hatten aber der seit Jahrhunderten geübte Plaggenhieb und Schollenstich gewirkt und große, verhältnismäßig noch am ersten zur Kultur geeignete Flächen auf lange Zeit hinaus dafür verdorben. Der Schollenstich, der zur

Beschaffung von Feuerungsmaterial für die offenen Herde dient, ist allerdings von geringerer Bedeutung und wird mit der zunehmenden Verbreitung eiserner Kochherde und Öfen auch in die kleinsten ländlichen Haushaltungen bald ganz verschwinden. Dagegen haben die lebhaften Bemühungen der leitenden landwirtschaftlichen Kreise es immer noch nicht zu erreichen vermocht, die tief eingewurzelte Gewohnheit der Pflagenwirtschaft auszurotten.

Diese besteht darin, daß in der wilden Heidemark die obere humushaltende Bodenschicht mit dem darauf stehenden Heidkraut abgeschält, „abgeplaggt“ wird, und die so gewonnenen Pflagen entweder als Streu in den Viehställen benutzt oder mit dem Stalldünger gemischt in Haufen gesetzt werden. So lange man die Verwendung von Kalk, Mergel und von Kunstdünger nicht kannte und der Futterbau noch nicht gewürdigt wurde, mochte die Pflagenwirtschaft nicht vermeidbar sein und ihre relative Berechtigung haben, zumal da gute, amvoorige Pflagen vermöge ihrer wasserbindenden Kraft die magern Sandböden der hohen Roggenesche zu verbessern wohl geeignet waren. Heute läßt sie sich im allgemeinen nicht mehr vertreten. Denn die Pflagenstreu ist durchgehends schlecht, weil sie zu locker ist und deshalb die Zersetzung der wertvollen Stickstoffverbindungen und die Verflüchtigung des Stickstoffs begünstigt. Andauernde Verwendung des so gewonnenen Düngers auf denselben Roggenäckern der Esche, wie üblich, kann deshalb, zumal da oft die mitgefaßte Sandschicht der Pflagen schlechten, sauren Boden enthält, geradezu schädlich auf die Reinerträge wirken. Der abgeplaggte Boden aber wird bis auf die Dauer von zwölf Jahren vollständig kulturunfähig. Erst die größere Verbreitung des Futterbaus, wie von Lupinen, Klee, Serradella, hat nach und nach zur Beseitigung der Pflagenwirtschaft beigetragen, indem dadurch das sonst zur Verfütterung nötige Stroh zur Streubenußung verfügbar wurde.

Ein weiterer natürlicher Hemmungsgrund einer vorschreitenden Kultivierung der öden Heideflächen sind häufig ihre mangelhaften Entwässerungsverhältnisse, und diese werden in sehr vielen Fällen durch das Unterlagern des sogenannten Ortstein, auf dem Lande auch „Urboden“ genannt, verursacht. Man nimmt vielfach an, daß er aus Eisenverbindungen bestehe. Dies trifft allerdings namentlich da zu, wo der Ortstein als Raseneisenstein in nassen Wiesen und in sumpfigen Niederungen lagert, wie zum Beispiel in der Gegend von Thorst und zwischen Carum und Effen, wo er von der Georgsmarienhütte den Grundbesitzern gegen leidliche Bezahlung abgekauft und von ihr selbst gefördert wird. Auch im Sagterlande und in neuerer Zeit in der Nähe von Oldenburg, hinter den Infanterieschießständen, ist Raseneisenstein regelrecht abgebaut worden. Dagegen findet sich der Ur — man sieht auf der Geest bei Gräben, Gruppen und Terraineinschnitten jeder Art überaus häufig in einigem Abstand unter Maisfeld die von hellgelb bis schwarzbraun zeigenden Schichten — auch an höher gelegnen Stellen und enthält alsdann, nach sachverständigen Untersuchungen, oft mehr Humus als Eisenverbindungen. Er ist hier vermutlich in der Weise entstanden, daß stagnierendes Regenwasser aus den abgestorbenen, verwesenden Heidepflanzen Humusäuren und organische Stoffe aufnahm und sie nach Verdunstung des Wassers im Sommer regelmäßig in einer gewissen Tiefe

unter der Bodenoberfläche abgelagerte, wo sie nach dem Eintrocknen durch Zusammenbacken mit dem Sande allmählich eine feste und harte, kein Wasser mehr durchlassende Schicht gebildet haben. Daraus erklärt sich, daß die Urschicht an der Luft, und wenn sie durchbrochen ist, sodaß der Sauerstoff der Luft Zutreten kann, alsbald zerfällt und „urbar“ wird.

Für die Kultur der Heideböden, unter denen sich diese Ortsteinschichten finden, ist also deren Durchbrechung die erste Bedingung. Am einfachsten und billigsten (120 bis 150 Mark für den Hektar) wird dies durch den Dampfpflug erreicht, obgleich die Arbeit auch mit dem sogenannten Untergrundpflug durch Pferdekraft beschafft werden kann.

Aus diesem Grunde entschloß sich die oldenburgische Regierung im Jahre 1879, zum Zweck der Aufforstung der hierzu der Forstverwaltung überwiesenen, aus den Marken stammenden und dem Staate anheimgefallenen, dazu vorzugsweise geeigneten Flächen einen solchen Pflug, und zwar nach dem Fowler'system, der beiläufig etwa 51000 Mark kostete, anzuschaffen, und es sind seitdem in verschiedenen Landesteilen große Flächen mit diesem Pfluge umgebrochen und mit den verschiedensten Baumarten, wenn auch vorzugsweise der Föhre, bepflanzt worden. Bis zum 31. Dezember 1901 hat die Forstverwaltung auf diese Weise 3400 Hektar für die Forstkultur vorbereitet, während von 1832 bis 1875 nur etwa 900 Hektar, von 1875 bis 1901 dagegen etwa 2300 Hektar ohne Dampfpflug auf früherem Markengrund aufgeforstet worden sind, im ganzen also 6600 Hektar.

Diese verhältnismäßig jungen Forstkulturen sind in neuerer Zeit mehr und mehr der beliebte Aufenthalt des Schwarzwildes, das von den Forstleuten als einziges Hochwild unserer Forsten freudig begrüßt, von den Landwirten der Nachbarschaft wegen des von ihm in Getreide- und Kartoffelfeldern meist zur Nachtzeit angerichteten Schadens ebenso sehr verwünscht wird.

Trotz günstigen Leihbedingungen ist es aber nicht gelungen, in irgendwie nennenswertem Umfange private Markengrundbesitzer zur Benutzung des Dampfpfluges zu demselben Zweck zu veranlassen. Nur 324 Hektar solchen Landes hat der Pflug bis zum 31. Dezember 1901 zur Aufforstung umgebrochen. Von ebenso geringer Bedeutung sind die von den einzelnen Privatpersonen ohne Dampfpflug angelegten Forstkulturen. Die von einzelnen wohlhabenden Nichtlandwirten, mehr noch aus Liebhaberei als aus Spekulation, gemachten Aufforstungen bei Cloppenburg, von denen einzelne in den letzten zwanzig Jahren bis zu 300 Hektaren vorzugsweise mit Föhren besetzt haben, machen eine rühmliche Ausnahme. Zu erwähnen sind daneben vielleicht noch die umfangreichen Forstkulturen der Reichsgräflich Speeschen Verwaltung auf Gut Thorst und die des Freiherrn von Frydag bei Daren. Anfang der achtziger Jahre machte die Regierung nach preußischem Vorgang und Muster einen interessanten Versuch, die Privataufforstungen zu fördern, indem sie einen Gesekentwurf ausarbeiten ließ über „die Beförderung (sic!) von Waldkulturen durch Bildung von Waldgenossenschaften“ unter Zugrundelegung des Majorisierungsprinzips. Dieser Versuch blieb jedoch, nachdem sich auch das preußische Gesetz als erfolglos erwiesen hatte, im Anlauf stecken. Neuerdings sollen in Preußen bessere Erfahrungen damit gemacht worden sein.

Die Forstkultur ist freilich immer eine weitsichtige Kapitalanlage, deren Rente meist erst den Nachkommen zugute kommt, und darum im allgemeinen nur wohlhabendern Grundbesitzern möglich ist, wenn nicht vom Staate Subventionen oder wenigstens Vorschüsse geleistet werden; doch ist es damit allein noch keineswegs getan. Es ist hiernach nicht wahrscheinlich, daß eine Kultivierung der privaten Markengründe durch Aufforstung in absehbarer Zeit in rascherem Tempo erfolgen wird. Soweit überhaupt, wird sie nur sehr langsam und immer nur in beschränktem Umfange vor sich gehn. Das ist um so mehr zu bedauern, als sich ein großer Teil unsers öden Heidebodens, vielleicht ein Drittel, insbesondere auch wegen des für den Getreidebau zu tief stehenden Grundwassers und der Unmöglichkeit, seinen Stand auf natürlichem Wege zu heben, unzweifelhaft nur zur Aufforstung eignet, während noch etwa ein weiteres Drittel den Bodenverhältnissen nach wenigstens zweckmäßiger zur Aufforstung als zur Ackerkultur verwandt würde. Im übrigen bin ich der Ansicht, daß das Problem der Aufforstung unsrer privaten Heidesandmarken auch bei uns über kurz oder lang doch wieder energisch wird angegriffen werden müssen.

Dem gegenüber haben die außerordentlichen Erfolge, die eine wissenschaftliche Behandlung des landwirtschaftlichen Gewerbes seit Thaer und Liebig insbesondere durch die Nutzbarmachung der kolossalen Fortschritte der Naturwissenschaften im verflossenen Jahrhundert erreicht hat, seit etwa zwanzig bis dreißig Jahren begonnen, sich auch in der Praxis unsrer Landleute in Gestalt von Neukulturen auf den geteilten Markengründen als Acker- und Wiesenland mehr und mehr sichtbar zu machen. Bei dem ausschließlichen Kleinbetrieb in unsrer oldenburgischen Landwirtschaft, der nationalen Schwerfälligkeit unsers Stammes und dem angeborenen gesunden Mißtrauen des Bauern gegen alle Neuerungen bringen diese wissenschaftlichen Errungenschaften freilich nur allmählich in die Bevölkerung ein. Aber wesentliche Fortschritte in der Verbesserung der Wirtschaftsweise und der Kulturmethoden auf der Geest, vorzugsweise in der Anwendung der Handels- — sogenannten künstlichen — Düngemittel, sind unverkennbar und besonders auffällig in ihrer Einwirkung auf die Kultur des Ödlandes.

Den Anfang machte schon vor dreißig bis vierzig Jahren die sogenannte Gründüngung, der Anbau von Leguminosen, deren erstaunliche Fähigkeit, den atmosphärischen Stickstoff in sich aufzunehmen und in die Ackerkrume überzuführen und somit den Stallmist in gewissem Maße zu ersetzen, durch die berühmten Schulz-Lupinischen Sandkulturen praktisch erprobt, nachgewiesen und bekannt geworden waren. Namentlich die süß duftende Lupine, und zwar vorzugsweise die gelb blühende, fand damals Eingang und wurde bei der Neuanlage von Ackerland verwandt. Die Düngung geschieht einfach durch Unterpflügen der voll aufgewachsenen grünen Pflanze. Erst in neuerer Zeit hat man mehr auch Serradella und die blaue Lupine zur Gründüngung benutzt, die vor der erstgenannten gewisse Vorzüge haben sollen. Auch hat man in neuerer Zeit hier und da im Lande den umgebrochnen wilden Boden durch Anwendung des sogenannten Impfsverfahrens, nämlich durch Zufuhr von Erde von schon kultiviertem Boden, durch Überstreuen wie beim Säen mit gutem Erfolge für die Grün-

düngung durch Leguminosen vorzubereiten gesucht. Dagegen hat sich auf unsern verhältnismäßig leichten Böden die künstliche Impfung durch sogenanntes Nitragin nicht bewährt.

Seit etwa zwanzig Jahren aber begann auch nach und nach die anhaltende Predigt von dem Nutzen und dem Erfolg der künstlichen mineralischen Düngemittel, namentlich des Kalks, des Kainits und der aus dem sogenannten Thomasverfahren bei der Verhüttung phosphorhaltiger Erze zur Stahlfabrikation gewonnenen gemahlenen Schlacke (außerdem Superphosphat, Chilisalpeter usw.) in den landwirtschaftlichen Vereinen und Fachblättern Erfolg zu zeitigen. Vorsichtige Versuche wiesen hier und dort überraschende Ergebnisse auf, und allmählich hat die Verwendung dieser Kunstdünger bei uns zu Lande, nicht nur, aber doch namentlich auch bei Neukulturen, und zwar mehr noch von Wiesen als von Ackerland, eine sehr beträchtliche Ausdehnung gewonnen. Ich vermeide es absichtlich, Zahlenangaben zu machen, die nur unsicher sein könnten, aber nicht nur jeder Geestlandwirt wird bestätigen, daß in seiner Gegend die Grünlandkulturen in den letzten zwanzig Jahren außerordentlich zugenommen haben, sondern auch die Gras verkaufenden Marschlandwirte haben das Sinken der Nachfrage nach diesem Viehfutter aus der Geest schmerzlich genug erfahren, obgleich im allgemeinen die Viehhaltung auch auf der Geest beträchtlich zugenommen hat. Besonders wirksam ist eine Verbindung der beiden genannten Methoden, nämlich die Verwendung der mineralischen Düngemittel und des Anbaus der für diese besonders dankbaren Leguminosen, um diese wieder zur Gründüngung zu benutzen. „Mit einer Kaliphosphatdüngung für etwa vierzig Mark pro Hektar kann man auf armem Sandboden (scil. durch Anbau von Leguminosen) etwa fünfzig bis sechzig Kilogramm Stickstoff aus dem atmosphärischen Magazin herbeiholen, die etwa sechzig Mark an Wert repräsentieren und in Wahrheit nahezu kostenlos beschafft sind, weil das zu ihrer Gewinnung aufgewandte Kali und die Phosphorsäure zum allergrößten Teil noch bei der nachfolgenden Halmfrucht zur Wirkung gelangen,“ heißt es z. B. in einer landwirtschaftlichen Fachzeitschrift von 1891. Leider kann es ein festes Rezept für die Verwendung der künstlichen Düngemittel nicht geben, da die chemischen und die physikalischen Bodenverhältnisse, die Höhenlage des Landes, der jeweilige Preis des gerade nötigen Kunstdüngers, der Vorrat der Wirtschaft an Stalldünger usw. Umstände sind, die der Landwirt bei der Entscheidung darüber vernünftigerweise in Rechnung stellen muß. In den meisten Fällen empfiehlt sich vorsichtige Versuchsanstellung.

Die bloße technische Möglichkeit der Kultivierung sogar der öden Heide-sandböden, die bis dahin an dem unzulänglichen Stalldüngervorrat und den ungeeigneten Düngemitteln ein elementares Hindernis fand, darf hiernach freilich mit der Kenntnis der genannten Kunstdünger und der Erkenntnis ihrer zweckentsprechenden Verwendung als außer Zweifel gestellt gelten, sofern nur ausreichende Verkehrswege den Bezug und die Verwendung dieser Düngemittel ermöglichen. Gleichwohl bestehen praktische Ursachen, die einer auch nur verhältnismäßig raschen und ins Große gehenden Entwicklung des Prozesses der Umwandlung der in Privatbesitz übergegangnen öden Heidemarken in grüne Flächen

und Fruchtfelder erfolgreich entgegenwirken. Natürlich sind das in sehr vielen Fällen mangelndes Anlagekapital, und in noch mehreren unzureichende Arbeitskräfte gegenüber den auf den einzelnen Wirtschaftler entfallenden oft sehr großen Flächen „Unlandes,“ die dem Bauern aus den Marken- und Gemeinheitsteilungen zugefallen sind. Beträgt doch die Abfindung des Genossen aus der Mark oft das Vielfache seines alten Kulturlandes! Sodann kommt in Betracht, daß sich, wie schon erwähnt worden ist, nur etwa ein Drittel der aus den Teilungen herrührenden öden Heidesandböden zu Acker- oder Wiesenkultur eignet, und daß ferner auch die dazu wohl geeigneten Abfindungsflächen infolge der vielfach geradezu unsinnigen Art der Ausführung der frühesten Teilungen noch so ungünstig im Gemenge liegen geblieben sind, daß es aus betriebstechnischen Gründen für den Bauern gerechtfertigten Bedenken unterliegt, sie in Bewirtschaftung zu nehmen. Wo die Schwierigkeiten neuer Kulturen ohnehin beträchtlich sind, und den Bauern der Entschluß dazu nicht ohne Grund schwer wird, fällt dieser Umstand doppelt ungünstig in die Waagschale.

Bei dieser allgemeinen Sachlage drängt sich ein Auskunftsmitglied geradezu auf, das zugleich die Kultur der Ödflächen beschleunigen und — eine zweite Wohltat! — dem heranwachsenden Geschlecht die ersehnte Gelegenheit bieten würde, sich wirtschaftlich selbständig zu machen, und darum dem Bauern dringend anzuraten nahe liegt, nämlich: geeignete Flächen seines Ödlandes zu verkaufen und junge arbeitsfähige und arbeitslustige Kräfte zu veranlassen, sich darauf anzusiedeln. Der Anwendung dieses natürlichen Auskunftsmittele steht aber auf der oldenburgischen Geest einstweilen und für absehbare Zeit ein eigentümlicher, aber absoluter Hinderungsgrund entgegen, nämlich die unglaublich tief eingewurzelte und hartnäckige Abneigung des Bauern, von seinem Grund und Boden irgend etwas zu veräußern, auch wenn er sicher ist, daß dieser noch auf lange Jahrzehnte hinaus öde und ertraglos liegen bleiben wird, und sogar gegen guten Preis. Es ist tatsächlich nicht möglich, diese Abneigung übertrieben darzustellen! Man muß sie für irrationell oder töricht halten, namentlich wenn man so oft begründete Klagen über unzulängliche Arbeitskräfte hört und vor Augen hat, wie der Bauer es in seiner Hand hat, diese Not zu bessern, indem er kleine Anbauer auf seinem Heidegrund ansetzt. Man wird es andrerseits aber bis zu einem gewissen Grade respektieren, diesen durch die Sitte geheiligten Grundsatz, die von den Vorfahren ererbte Stelle unter keinen Umständen zu verkleinern, sondern sie ungeschmälert, lieber noch vergrößert, auf die Nachkommen, und zwar heißt das regelmäßig auf den Grunderben, zu übertragen.

Mit der noch bis 1873 auch gesetzlich festgelegten „Geschlossenheit“ der Stellen und dem zu derselben Zeit neu geregelten „Grunderbrecht“ hängt nämlich diese Sitte wohl auch zusammen, obschon die agrarwirtschaftliche ratio dieses Rechts — die Erhaltung der Stelle in der Familie, und zwar in einem wirtschaftlich auskömmlichen und gefestigten Umfange — durch die Sitte stellenweise offenbar überspannt, wenn nicht geradezu mißverstanden wird. Sie ist, wenigstens im größern Teile des Münsterlandes, so tief in die Rechtsüberzeugung der Bevölkerung eingedrungen, mit ihr verwachsen, daß man sich dort vielfach nicht einmal mit dem Schema des gesetzlichen Grunderbrechts zu begnügen pflegt,

sondern durch testamentarische Festsetzungen noch darüber hinausgeht, d. h. den Grunderben noch mehr bevorzugt, als das schon durch das Gesetz geschieht, ohne daß dies im allgemeinen bei den Abfindlingen das Gefühl einer unberechtigten Zurücksetzung zu erzeugen scheint. Sogar für diese, die eignen Familienangehörigen, hat der Geseftbauer durchgehends auf seinen weiten unkultivierten Flächen keinen Platz, den er ihnen eigentümlich abzutreten sich entschließen könnte. Sie bleiben als Knechte und Mägde auf der Stelle, oder sie dürfen das sehr bescheidne Los der Heuerleute wählen oder aber auch — auswandern. Daß sie von diesem letzten Auskunftsmitel in den verflossenen fünfzig Jahren, namentlich auf der münsterländischen Geseft, auch sehr viel Gebrauch gemacht haben, ist bekannt; sie gehn nicht nur nach Amerika, sondern auch nach Bosnien, Holland und neuerdings auch nach Posen. Auf den in neuerer Zeit beobachteten Rückgang der Auswanderung ist nach meiner Ansicht kein großes Gewicht zu legen. Denn der Drang nach wirtschaftlicher Selbständigkeit ist heutigestags allgemein zu groß, als daß die sich allerdings wohl findende Neigung der Bauern, Heuerleute anzusetzen, Gegenliebe fände. Im Gegenteil stehn viele Heuerstellen auf der Geseft seit Jahren leer, weil die Zahl der Anwärter immer mehr zurückgegangen ist. Ihre wirtschaftliche Lage ist in der Tat auch nicht beneidenswert, man darf vielleicht sagen: kaum noch zeitgemäß. Denn die Zeit der patriarchalisch normierten Rechtsverhältnisse ist, so sehr man es bedauern mag, offenbar unwiederbringlich dahin. Es will schon etwas bedeuten, wenn die Auswanderer aus Damme und Neuenkirchen ihren Gemeindevorstehern bei der Abmeldung erzählen: sie hätten die Sklaverei (!) hier satt, schlimmer könne es ihnen, „drüben“ oder in Posen auch nicht gehn.

Aus diesem intensiven Festleben des Bauern am einmal ererbten Grundbesitz erklären sich denn auch die in Anbetracht der Rentabilität des Bodens manchmal geradezu unverständlichen Grundpreise: die Nachfrage übersteigt das Angebot bedeutend. Das Ergebnis ist, daß für den kleinen Mann, der sich anbauen möchte, Grund und Boden überhaupt nicht zu haben, weil nirgends käuflich ist. Wenn aber schon gelegentlich einmal eine Stelle zerstückelt wird, oder ein in Bedrängnis geratner Bauer von seinem Grundbesitz veräußern muß, so sind für jene die bei den üblichen Versteigerungen erreichten Preise in der Regel unerschwinglich oder doch gänzlich irrationell. Vor wenig Jahren wurde bei den Enteignungsverhandlungen der Bahnen Lohne-Landesgrenze und Hordorf-Damme sterilster Heidesandboden noch auf 350 bis 450 Mark für den Hektar geschätzt, natürlich nach dem Verkaufswert, nicht nach dem — nicht vor-handnen — Ertragswert!

Namentlich in frühern Jahren hat übrigens auch ein sozialpolitischer Umstand, nämlich die Besorgnis des grundsässigen Bauern vor dem Anwachsen eines ländlichen Proletariats, leicht die Armenkassen belastender Kleinwirtschafter, mitgespielt, wenn er sich gegen die Versuche der Staatsverwaltung, Neubauern anzusetzen, im Grunde mißtrauisch und abwehrend verhielt und jedenfalls seine Mitwirkung dabei versagte, solange und soweit er es vermochte. Solange sich aber der Geseftbauer nicht entschließt, von seinen Vorurteilen abzulassen, und es besteht dazu wenig Hoffnung, so lange muß die Aussicht, die umfangreichen

Privatödländereien, die wohl dazu geeignet wären, in Kultur genommen zu sehen, als sehr schwach bezeichnet werden. Im übrigen kann man allerdings auch nicht verkennen, daß sich keineswegs jede an sich anbaufähige Heidefläche ohne weiteres zur Begründung wirtschaftlich selbständiger und auskömmlicher „Acker-nahrungen“ eignet, daß sich vor allem in nutzbarer Nähe Grünland schaffen lassen muß, daß Feuerungsmaterial, d. h. hier also der Torf, nicht unerreichbar sein darf, und die Verkehrswege überall so ausgebildet sein müssen, daß der Neubauer für seine Produkte noch vorteilhaften Absatz findet und Düngemittel ohne zu große Beschwerde heranschaffen kann. Und immer bleibt das Los eines solchen Anfängers in der Heide hart und karglich. Aber diese Bedingungen liegen doch auf der obdenburgischen Geest vielfach vor, und die unvergleichliche Genügsamkeit, der Fleiß und die Sparsamkeit unsrer Geestbewohner, namentlich im Münsterlande, und das heiße Streben nach wirtschaftlicher Selbständigkeit auch der heutigen Landbevölkerung berechtigen zu der Annahme, daß es an Werbern um ein solches Los, wenn nur dazu die Gelegenheit geboten würde, so leicht nicht mangeln dürfte. Dafür liefern auch die auf dem nicht sehr beträchtlichen Heide-markengrund des Staats angefekten Kolonisten den Beweis, denen der Staat allerdings auch günstigere „Einweisungsbedingungen“ bewilligt und bewilligen kann als der private Grundbesitzer.

(Schluß folgt)



Goethe als Erneuerer



Goethe ist der erste und in seiner Vielbewandertheit wohl einzig gebliebne große Vertreter des subjektiven Geisteslebens der neuen Geschichte. Was vor ihm war und um ihn ist, wird ihm zum Spiegel, worin er sich selbst erkennt, dient ihm als Widerpart, den bezwingend er seine eignen Kräfte als wachsend erprobt. Alles zeitliche und räumliche Umleben wird zu einer wirklichen Nahrung für ihn; es bleibt nicht Wissensstoff, sondern nimmt Einfluß auf seinen ganzen Menschen, sein Tages- und Jahresleben, soweit er es nicht als etwas krankhaftes kräftig abstößt. Jedes Objekt sucht er, den Einzelheiten wenig hold, im Kerne zu erfassen, daß er sich dabei über sein eignes Zentrum aufkläre und es bei gesundem und unverkümmertem Leben erhalte, und es ist wirklich, als ob sich sein eignes Wesen, so viele Wesen verstehend, immer mehr auswüchse und abrundete. Die Pflanze zu seinen Füßen, die von der Sonne gelockt dem Erdboden entgrünt, der antike Gott oder Held, von dem der blinde Dichter singt, werden ihm in derselben Weise Lebenssymbole, denen er sich glücklichen Mutes zur Seite stellt, indem er seine Verwandtschaft mit ihnen begeistert empfindet. Wenn ihn Frohsinn und quellendes Sehnen treiben, ein solches Verwandtschaftsverhältnis im Liebe zu feiern, erhalten wir Ausdrücke seines Wesens in Form von „Erneuerungen“ des jedesmal betrachteten Gegen-

Grenzboten III 1904